

sozialistische Oberbürgermeister (1937–1945), in: Leipziger Stadtgeschichte (2011), S. 171–232). Schließlich werden drittens immer wieder Orte jüdischen Lebens und der nationalsozialistischen Judenverfolgung vorgestellt, die teilweise heute als Gedenkort firmieren und auf diese Weise das „Jüdische“ in der Leipziger Stadtgeografie sichtbar machen. An neuen Lokalstudien zur Geschichte des Leipziger Judentums wird es jedenfalls auch in den kommenden Jahren nicht fehlen, wie aktuelle Neuerscheinungen zeigen (Y. RUBOVITCH, *Mit Sportgeist gegen die Entrechtung*, Berlin/Leipzig 2020).

Radebeul

Daniel Ristau

**ADOLF DIAMANT, *Juden in Annaberg im Erzgebirge*.** Zur Geschichte einer untergegangenen Gemeinde. Unter besonderer Berücksichtigung der nationalsozialistischen Diktatur 1933–1945. Mit einer Dokumentation der noch vorhandenen Grabsteine des zerstörten jüdischen Friedhofs, Reprint, Verlag Heimatland Sachsen, Chemnitz 2016. – XXVIII, 212 S., geb. (ISBN: 978-3-910186-97-2, Preis: 22,80 €).

**JÜRGEN NITSCHKE, *Juden in Mittweida*.** Eine Spurensuche (Schriftenreihe des Stadtarchivs und Stadtmuseums zur Geschichte der Stadt Mittweida und Umgebung, Bd. 6), Stadtverwaltung Mittweida, Stadtarchiv/Stadtmuseum, Mittweida 2018. – 608 S., 535 Abb., geb. (ISBN: 978-3-00-058501-2, Preis: 34,90 €).

In den letzten Jahren sind mehrere Lokalstudien zur Geschichte der Juden in Sachsen erschienen, die auch die Kleinstädte und Landgemeinden in den Blick nahmen. Zu nennen sind hier die Arbeiten von NORBERT LITTIG zur Familie Schönwald in Großröhrsdorf (Erbaut 1928 CS, Wilkau-Haßlau 2008), von WERNER SCHUBERT zu Weißwasser (Beiträge zur Geschichte der Juden in Weißwasser, Weißwasser 2014), von INGRID LEWEK und WOLFGANG TARNOWSKI (†) zu Radebeul (Juden in Radebeul 1933–1945, Radebeul 2008) sowie von MICHAEL DÜSING (†) zu Freiberg („Mein Weg, Herr Oberbürgermeister, ist schon bestimmt.“, Dresden 2011). Weitere Lokalstudien befinden sich in Vorbereitung. Sie erweitern den Blick auf jüdisches Leben in Sachsen, wo sich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts nur ein Bruchteil der Personen jüdischen Glaubens überhaupt im kleinstädtischen Raum niederließ. Zum Vergleich: Fast 90 Prozent jener Personen, die sich 1925 zur jüdischen Religion bekannten, lebten allein in den drei Großstädten Leipzig, Dresden und Chemnitz – im ländlichen Raum waren es dagegen nur wenige hundert.

Auch die beiden hier besprochenen Bücher wenden sich zwei kleineren Orten zu. Mit „Juden in Annaberg im Erzgebirge“ liegt ein Reprint der 1995 erstmals erschienenen und in erster Auflage vergriffenen Arbeit von Adolf Diamant (1924–2008) vor. Der in Chemnitz geborene Diamant überlebte die Schoah und siedelte 1956 nach Frankfurt/Main über. Als „Chronist“ trug er seit Ende der 1950er-Jahre unter anderem Dokumente und Daten zu den (ehemaligen) jüdischen Gemeinden in Sachsen zusammen, zu denen er für Chemnitz (Karl-Marx-Stadt, 1970), Zwickau (1971), Dresden (1973), Leipzig (1993) und zuletzt eben Annaberg umfangreiche Dokumentationen publizierte. Diese Bände bildeten oft einen Ausgangspunkt für lokale Forschungen zur Geschichte von Jüdinnen und Juden, die sich ab den 1980er-Jahren zumindest in den Großstädten intensivierte, ehe sie in den 1990er- und 2000er-Jahren vorläufigen Höhepunkt erreichten. In Annaberg lassen sich Juden erstmals zu Beginn des 19. Jahrhunderts zumindest während der Jahrmärkte nachweisen. Die florierende Posamentenindustrie zog in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch Geschäftsleute

jüdischer Religion an. 1890 konnte eine eigene Israelitische Religionsgemeinde gegründet werden, die 1907 144 Mitglieder zählte (S. 32 f.). Zum Gemeindeleben gehörten Gottesdienste in einem angemieteten Betsaal, die Erteilung von Religionsunterricht und Bestattungen auf einem eigens angelegten jüdischen Friedhof. Mit der durch den Ersten Weltkrieg und die Inflation bedingten Krise der Posamentenindustrie ging die Zahl der Gemeindeglieder bis 1925 auf 70 und bis 1933 auf 51 zurück (S. 53).

Etwa zwei Drittel seiner Studie widmet Diamant der Verfolgung der Annaberger jüdischer Religion und Herkunft in der Zeit des Nationalsozialismus. Er schildert – immer wieder anhand individueller Biografien – antisemitische Übergriffe, wie Festnahmen, die faktische Enteignung von Unternehmen im Zuge der sogenannten Arisierungen und schließlich Ausbürgerung, Deportation, Schoah und „Todesmärsche“. Der Zerstörung der Trauerhalle im Gefolge der Novemberpogrome von 1938 sowie der Einebnung und Enteignung des Friedhofsareals (S. 97-122) als auch Nachkriegsgeschichte und Dokumentation desselben (S. 155-188) bilden dabei einen Schwerpunkt der Ausführungen. Nach Kriegsende kehrten zunächst sechs Juden in die Bergstadt zurück. 1965 lebte nur dann jedoch nur noch eine Jüdin im Kreis Annaberg (S. 153).

Wie bereits in seinen vorhergehenden „Chroniken“ greift Diamant für Annaberg methodisch vor allem auf das Prinzip der Sammlung zurück: Er stellt Dokumente und Quellen bereit und kommentiert diese. Darin und in seinen Bemühungen, mögliche Tatbeteiligte von nationalsozialistischer Judenverfolgung und der Schoah für Annaberg gerichtlich zur Verantwortung zu ziehen (S. 202), spiegelt der Band Diamants eigene biografische Erfahrung wider. Viele Quellen kommen als vollständige oder teilweise Transkripte, teils als Faksimiles zum Abdruck. Leider erfolgt bei den Transkripten keine durchgängige Kennzeichnung als Abschriften, weshalb diese – auch aufgrund von ‚Nachahmungen‘ der Schrifttypen – für den Laien leider nicht immer sofort von den Originalfaksimiles zu unterscheiden sind (zum Beispiel S. 124-126).

Der inhaltliche Mehrwert des Bandes im Vergleich zur ersten Auflage stellt die umfangreiche Einleitung durch den Mittweidaer Historiker JÜRGEN NITSCHKE dar (S. VIII-XXV), der seinen aktuellen Forschungsstand eingearbeitet und einzelne Fehler Diamants behutsam verbessert hat. Nitsche gehört seit vielen Jahren zu den besten und produktivsten Forschern, die sich mit der Geschichte von Juden in Sachsen sowie speziell denen im Chemnitzer Raum befassen. Erst jüngst hat er im Katalog zu den sächsischen Veranstaltungen anlässlich des Festjahres „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ seine Kenntnisse in „Eine kurze Geschichte der Juden in Sachsen“ (Netzwerk Jüdisches Leben e. V. (Hg.), Jüdisches Leben in Sachsen, Leipzig 2021, S. 10-31) zusammengeführt. Ein Fokus seiner Arbeiten liegt auf den Geschichten der ehemals als Juden verfolgten Menschen, denen ihrer Familien und geleiteten Unternehmen. Seine Akribie und Genauigkeit schlägt sich in seiner Einleitung des Annaberg-Bandes nieder, die vor allem zahlreiche zusätzliche biografische Informationen – unter anderem zu den Familien Büchler und Chanange – sowie zur Geschichte der Gemeinde und des Friedhofs bietet. Umso ärgerlicher (und eher dem Verlag oder der Druckerei anzulasten) ist, dass die Einleitung unter massiven Satzfehlern leidet (S. XVIII-XXIV), bei denen es nicht nur zu Doppelabdrucken und falscher Reihung von Textteilen kommt, sondern auch Inhalte schlicht nicht gedruckt und damit für den Leser verloren sind. Ein Widerspruch fällt hinsichtlich der Zerstörung der Trauerhalle des jüdischen Friedhofsareal ins Auge: Während Diamant und, ihm folgend, Nitsche die Sprengung auf den 10. November 1938 datieren (S. 109 u. XII), spricht ein zitierter Zeitzeuge lediglich von „einem schönen Sonntagmorgen im Jahre 1938“ (S. 109). Ein – aus unbekanntem Grund – nur bruchstückhaft transkribierter, aber zum Glück auch faksimiliert abgedruckter Bericht eines Stadtbauinspektors lässt keinen Zweifel daran, dass Sprengung und Abtragung erst mehrere Wochen nach den Pogromereignissen

stattfanden. Unter dem Datum des 22. November 1938 notierte der Beamte nach einer Ortsbegehung, dass der Friedhof sich hinsichtlich seiner äußeren Form „noch im früheren bisherigen Zustande befindet“ (S. 112), die Trauerhalle allerdings demoliert worden sei. Auch, wenn er dies angesichts eintretenden Winterwetters als „Beginn des Verfalles“ wertete: Die Trauerhalle stand zu diesem Zeitpunkt noch – und die Fotografie der gesprengten Ruine (S. 110) wäre angesichts dessen neu zu datieren.

Doch selbst, wie der Verleger in seinem Vorwort beklagt, wenn Arbeiten zu diesem Thema „in der Regel keine große Nachfrage“ (S. VII) erleben, kann der Band weitere Forschungsprojekte – gerade im Rahmen von Schulprojekten im ländlichen Raum – anregen. Vor allem die zahlreichen Biografien als auch die Informationen zu konkreten historischen Orten bieten hierfür zahlreiche Anknüpfungspunkte. Das gilt umso mehr für die zweite hier zu besprechende Arbeit, die Nitsche den „Juden in Mittweida“ gewidmet hat. Im Unterschied zu Annaberg existierte in der Stadt nie eine jüdische Gemeinde. Mitte der 1920er-Jahre bekannten sich gerade einmal 25 Einwohner zum Judentum (S. 74). Und doch trägt der Verfasser, der selbst in Mittweida lebt, 600 Seiten zusammen, in denen er sich detailliert und kenntnisreich der Geschichte dieser Menschen sowie jener Personen annimmt, die lediglich aufgrund ihrer jüdischen Herkunft von den Nationalsozialisten verfolgt wurden. Er spannt den zeitlichen Bogen vom frühen Kaiserreich – mit Adolf Cohn ließ sich 1888 der erste Kaufmann jüdischen Glaubens in der Stadt nieder (S. 27) – über die Zeit der Weimarer Republik und den Nationalsozialismus bis in die DDR, als 1965 mit dem Wegzug von Alexander Kosterlitz die „Geschichte der Mittweidaer Juden endete“ (S. 524). Neben der Einordnung in die allgemeinen Bezüge – die Zuordnung der Mittweidaer Juden zur Jüdischen Gemeinde in Chemnitz arbeitet Nitsche an vielen Stellen auch anhand personeller Verflechtungen heraus – rekonstruiert er vor allem Biografien. Die umfangreichen und detaillierten Lebensgeschichten selbst für Personen, die sich nur über einen kürzeren Zeitraum in Mittweida aufhielten, zeigen, wie intensiv sich der Verfasser in den letzten Jahren in das Thema eingearbeitet hat. Nitsche wendet sich Biografien von Gewerbetreibenden wie Max Kosterlitz, dem „Nestor der Mittweidaer Juden“ (S. 74-88), der Speisewirtin Lina Scheffler (S. 165-175) und jüdischen Bewohnern des Erziehungs- und Pflegeheims (S. 320-335) sowie einzelnen jüdischen Studierenden des Mittweidaer Technikums zu (S. 34-47, 395-415). Wie breit er seinen Band anlegt, zeigen seine Ausführungen zu den sogenannten Ostjuden (S. 263-291), zu den Teilnehmern des Ersten Weltkriegs (S. 293-311) sowie zu jüdischen Opfern des NS-Krankenmordes („Euthanasie“) (S. 417-429) und der Zwangsarbeit im Zweiten Weltkrieg (S. 441-449).

Auf rund 160 Seiten widmet sich Nitsche der Entrechtung, Vertreibung und schließlich der Ermordung von als Juden verfolgten Menschen in Mittweida (S. 337-493). Im Gegensatz zu vielen anderen Lokalstudien differenziert er dabei klar zwischen Menschen, die sich dem Judentum zugehörig fühlten und etwa der Chemnitzer jüdischen Gemeinde angehörten sowie jenen, die erst durch die nationalsozialistische Rassengesetzgebung als solche stigmatisiert wurden. So erfasste die Volkszählung vom Mai 1939 neben sieben „Volljuden“ auch acht „Halbjuden (Mischlinge 1. Grades)“ und zwei „Vierteljuden (Mischlinge 2. Grades)“ (S. 381) in der Stadt. Dass sich beispielsweise der Schlosser Hans Müller als „Halbjude“ verfolgt sah, obwohl er im protestantischen Glauben aufgewachsen war, lag schlicht daran, dass sein unehelicher Vater, ein Student am Technikum, dem Judentum angehört hatte (S. 460 f.).

Der Band enthält unzählige Abbildungen, die abermals Nitsches großen Rechercheaufwand und seine zahlreichen vertrauensvollen Kontakte zu Nachfahren ehemaliger Mittweidaer Juden belegen. Sie bebildern nicht nur seine dichten Ausführungen, sondern können auch für zukünftige Projekte genutzt werden. So hat der Verfasser zahlreiche Fotografien zur sogenannten Boykott-Aktion gegen jüdische Geschäfte,

Kanzleien und Arztpraxen vom April 1933 zum Abdruck gebracht (siehe zum Thema S. 344-349), die in den Kontext einer umfangreicheren Bildanalyse gestellt werden könnten. Zudem dokumentieren gerade seine Darstellungen der nationalsozialistischen Judenverfolgung, wie stark Gesetze und Ereignisse auch im kleinstädtischen Raum griffen: Seine kurzen Ausführungen zu den Novemberpogromen von 1938, für die er allerdings veraltete und viel zu niedrige Zahlen angibt (S. 397) – neuere Forschungen gehen von über 1 400 zerstörten Synagogen und Betstuben sowie 1 300 bis 1 500 Toten im Kontext der Pogrome reichsweit aus –, zeigen zwar, dass es in Mittweida nicht zu direkten Gewaltausbrüchen kam. Dennoch – und dies lässt sich für viele sächsische Landgemeinden ebenso nachweisen – war die antisemitische Gewalt auch hier über die Tagespresse präsent und Ortsgespräch, wie der zitierte Tagebucheintrag eines Mittweidaer Bürgers (S. 342 f.) belegt. Zudem hatten die Ereignisse auch hier direkte Konsequenzen für die Verfolgten, was der Verfasser anhand der Exmatrikulation der zwölf letzten jüdischen Studierenden der Ingenieursschule am 10. November 1938 zeigt (S. 395-401).

Nitsches multidimensionaler Ansatz schließt eine kurze Geschichte der Erinnerung an die „jüdische Geschichte“ Mittweidas ein, für die unter anderem die inzwischen 20 verlegten Stolpersteine (S. 567-572), vor allem aber das Buch selbst stehen. Insgesamt ist der Band damit weit mehr, als nur eine Spurensuche, wie es im Untertitel heißt: Er zeigt – wie der Band zu Annaberg – die Geschichte von Juden und Menschen jüdischer Herkunft jenseits der großen (Gemeinde-)Orte in einer sächsischen Kleinstadt. Darüber hinaus legt er die weitreichenden, oft verwandtschaftlich-geschäftlichen Netzwerke der in der Stadt lebenden Juden in andere sächsische Orte offen. Der Kaufhausinhaber Alfred Lachmann etwa, dessen Eltern in Zittau das Kurzwarengeschäft Fließ & Co. betrieben, behielt seinen Wohnsitz in Döbeln bei und verheiratete sich mit der Kaufmannstochter Suse Dora Schönwald aus Großröhrsdorf (S. 135-144). Dass Nitsche seinen „Protagonisten“ auch dann folgt, wenn diese Mittweida verlassen und ihren Geschichten vor der Niederlassung in der Zschopau-Stadt nachgeht, eröffnet zahlreiche überregionale Bezüge. Was allerdings angesichts der vielen Namen und Orte fehlt, ist ein entsprechendes Register, das innerhalb des Bandes der besseren Orientierung gedient hätte. Dessen ungeachtet bildet das trotz seines Umfangs gut lesbare Buch nicht allein ein Beispiel dafür, wie jüdische Geschichte auch für kleinere Orte ohne jüdische Gemeinden in ihrer Vielschichtigkeit rekonstruiert werden kann. Es bietet für den Zeitraum eines Jahrhunderts vielmehr eine „andere“ Ortsgeschichte Mittweidas, deren „jüdische“ Dimensionen es in ihren Ambivalenzen offenlegt.

Radebeul

Daniel Ristau